

# Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 139.

Montag, 22. Mai

1933.

## Der Vetter aus Amerika

Kriminalroman von Hanns Zomac

6. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Peter Kien blinnte verdutzt auf. Dieses zufällige Zusammentreffen kam ihm merkwürdig vor. Hatte der Mann am Ende ihr Gespräch belauscht?

Frau von Schellhagen schien etwas verwirrt.

„Der Diener sagte mir vorhin, du hättest die Absicht, heute im Bett zu bleiben“, sagte sie dann zögernd. „Gewiß, es war auch ursprünglich meine Absicht; aber da mir plötzlich wohler wurde, wollte ich mit dir gemeinsam das Frühstück einnehmen.“

„Das geht nicht — ich muß sofort zu Gerhard; es ist etwas passiert“, preschte sie mühsam hervor, während sie erneut mit den Tränen kämpfte. Und zu Peter Kien gewandt, fuhr sie hastig fort:

„Sage du ihm einstweilen alles; ich will nur rasch einen Mantel überwerfen und dem Chauffeur Bescheid geben. In zwei Minuten hole ich dich ab.“

Damit verschwand sie eilig aus dem Zimmer.

Hans Fürst und Peter Kien standen sich einen Augenblick wortlos gegenüber. Eine eigentümliche Spannung lag zwischen den beiden Männern.

Hans Fürsts Gesicht erschien heute noch blutleerer als sonst. Tiefe Schatten gruben sich um seine Augen. Um seine schmalen, messerscharfen Lippen spielte ein nervöses Lächeln, als er jetzt sagte:

„Wollen wir uns nicht sehen, bis Sie meine Kusine abholt, Herr Kien?“

Peter Kien kam dieser Aufforderung mechanisch nach. In seinem Hirn machten die Gedanken auf einmal felsame Sprünge. Es war für ihn jetzt plötzlich eine ausgemachte Tatsache, daß Fürst gelauscht haben mußte.

Sein Blick glitt prüfend zu seinem Gegenüber hin. — Gewiß, der Mann war schwerkrank, das bedurfte gar keines Kommentars. Aber dennoch war die Blässe, die heute auf seinem Gesicht lag, selbst für seinen bedauernswerten Zustand unnatürlich. Sie mußte die Folge großer innerer Erregungen oder — einer durchwachten Nacht sein.

Immer schärfer nahm er den Amerikaner aufs Korn. Und da war ihm auf einmal eines klar: Wenn Fürst behauptete, er komme soeben aus seinem Bett, so war das eine glatte Lüge. Sein Anzug, derselbe, den er am vorhergehenden Tage getragen hatte und der tadellos gebügelt gewesen war, hing heute leicht zerknittert an seinem Besitzer. Allem Anschein nach hatte er damit einige Stunden auf dem Diwan gelegen, war also offenbar gar nicht zu Bett gegangen.

Auch die Schuhe waren nicht in Ordnung. Sie waren nur oberflächlich mit einem Lappen gereinigt worden und wiesen in den Rillen zwischen Sohle und Oberleder deutliche Schmutzspuren auf. Fürst hatte sie heute früh wahrscheinlich selbst abgerieben. Das bewies aber wiederum, daß er gar nicht aus den Sachen herausgekommen sein konnte, denn sonst hätte er doch bestimmt ein anderes Paar Schuhe angezogen.

Hans Fürst bemerkte, daß ihn Kien vom Kopf bis zu den Füßen musterte — ja, es schien, als ahne er sogar

dessen Gedankengänge. Aber er wurde keineswegs unruhig, die Argusblicke des Polizeimenschen schienen ihn eher zu belustigen, denn er stand plötzlich auf, drehte sich um und sagte in vergnüglichem Tone:

„Wollen Sie vielleicht auch meine Rückansicht noch ein wenig unter die Lupe nehmen, Herr Kien?“

Peter Kien war im allgemeinen stolz darauf, ein Mann zu sein, der selbst in den verzwicktesten Situationen immer Herr der Lage blieb. In diesem Augenblick zweifelte er jedoch beinahe an seiner Unfehlbarkeit, denn es dauerte mehrere Sekunden, bis er seine Gedanken so weit gezügelt hatte, um — wie es ihm selbst schien — in etwas pathetischem Tone zu erwidern:

„Sie spielen mit dem Feuer, Herr Fürst! Verbrennen Sie sich nicht die Finger!“

Fürst lachte amüsiert auf und setzte sich wieder in den gegenüberstehenden Lederstuhl.

„Reden Sie frei von der Leber weg, Herr Kien“, sagte er dann leicht hin. „Was erregt heute so an meiner bescheidenen Person Ihr Interesse?“

„Ihr Anzug, Herr Fürst, und vor allem Ihre Schuhe.“

„Meine Schuhe —? hm! Ich habe sie drüben in Illinois gekauft; möglich, daß ihre Form für den deutschen Geschmack zu manivriert wirkt.“

„So meinte ich es nicht. Ich wollte nur sagen, daß es entschieden angebracht wäre, dem Diener oder der Magd oder wem sonst die ehrenvolle Aufgabe des Stiefelpuhens auf Waldrub zu seinen Obliegenheiten gerechnet wird, ernstlich ins Gewissen zu reden, bessere Arbeit zu leisten.“

Fürst strakte erst einen Moment, dann blickte er interessiert auf seine Stiefelspitzen, schien auch wirklich die an und für sich geringen Schmutzspuren zu bemerken und lachte nun sein lautes, breites Dankelachen.

„Was so ein Mann von der Polizei alles entdeckt, ist wirklich großartig“, meinte er mit leichtem Spott.

„Ich glaube, ich muß mich nun auch zu der Ansicht unserer amerikanischen Journalisten betehren, die immer behaupten, die deutschen Kriminalisten seien den unseren bei weitem überlegen.“

Peter Kien überhörte den trontischen, beinahe beleidigenden Unterton. Er ließ sich durch die Kaltblütigkeit eines Gegners nicht bluffen und fuhr unbeirrt fort:

„Auch Ihr Anzug macht einen äußerst derangierten Eindruck. Man könnte fast glauben, Sie hätten damit die Nacht auf dem Diwan zugebracht.“

„Ja, war sogar so frei, mich damit aufs Bett zu legen, Herr Kien. Eine alte Unsitte, die mir jedoch von meinem langen Aufenthalt in Texas her geläufig ist.“

Peter Kien beschloß jetzt, das Rahe-und-Maus-Spiel aufzugeben und mit offenem Bistier vorzugehen. Er zweifelte jetzt keinen Moment mehr daran, daß Fürst mit dem Unglücksfall der vergangenen Nacht in irgendwelcher Verbindung stehen müsse.

Fürst kam ihm jedoch zuvor, indem er sagte:

„Herr Kien, Sie haben mich jetzt ausgequetscht wie eine Zitrone, und wenn ich nicht überzeugt wäre, einen Ehrenmann vor mir zu haben, der sicher nur aus reif-



erwogenen Gründen seine Zucht zu verartigen Manipulationen nimmt, so hätte ich bestimmt nicht so ruhig mit mir spielen lassen. Aber was dem einen recht ist, ist dem anderen billig. Sowohl mein Anzug wie meine Schuhe erregten Ihr besonderes Interesse — oder sagen wir lieber richtiger: Ihr Mißtrauen. Nun finde ich aber, daß auch Ihr Äußeres heute keineswegs dem Bilde entspricht, das ich gestern von Ihnen erhielt. Im Vergleich zu den meinen sind Ihre Schuhe — hm! — beinahe eine Gefahr für den kostbaren Buchara unter Ihren Füßen. Sie befinden sich zudem noch im Gesellschaftsanzug. Ein Zeichen, daß Sie sich seit gestern abend noch nicht einmal umgezogen haben. Finden Sie nicht, Herr Rien, daß ich aus eben diesen Gründen das gleiche Recht hätte, müßige Fragen an Sie zu stellen? Oder sind Sie vielleicht der Meinung, daß es unter allen Umständen verbrieftes Recht der Polizeimänner und Defektive ist, ihren Mitmenschen auf schändliche Art Fallgruben in Form von versteckten Andeutungen und hinterhältigen Fragen zu stellen, statt offen als Mann zu Mann Aufklärung darüber zu erbitten, was man wissen will? Wir Amerikaner mögen von der Kultur des Abendlandes nicht so belect sein wie die Deutschen, aber trotzdem lassen wir uns auch im gepriesenen Europa nicht vom ersten Polizeimenschen, der uns über den Weg läuft, ungerechtfertigt beleidigen. Unsere Konsulate sind dafür bekannt, daß sie in derlei Dingen versucht wenig Spaß verstehen. Ich sage das ganz ohne Feindschaft, Herr Rien, nur so zur Orientierung, wie man auf die reibungsloseste Art mit mir verkehren kann.“

Peter Rien wurde etwas verdattert. Seine Überzeugungen von vorhin standen auf einmal auf nicht mehr so festen Füßen.

„Sprach ein wirklicher Verbrecher so? — Hm, vielleicht ein äußerst geliebener, mit allen Wassern gewaschener. Immerhin, seine überzeugend klingenden Worte gaben zu denken und rieten zur Vorsicht. Gegen einen Ausländer, und noch dazu einen Amerikaner mit seinem rückenstarken Konsulat, konnte man unmöglich einen Haftbefehl ausstellen lassen, wenn man nicht bereits alle Trümpfe fest in der Hand hielt.“

Das Gescheiteste war entschieden, man verlegte sich aufs Parlamentieren. Darum lenkte er jetzt vorsichtig ein:

„Sie haben den scherzhaften Ton meiner Worte mißverstanden, Herr Fürst.“

Der Amerikaner runzelte die Stirn: „Belieben Sie immer in dieser Weise zu scherzen, verehrter Herr? — Dann, fürchte ich, werden meine Sympathien zu Ihnen kaum jene Intensität wie die meiner Kusine erreichen.“

„Was mir aufrichtig leid täte, Herr Fürst. Aber Sie haben recht, lassen wir das nutzlose Geplänkel. Was mich betrifft, so bin ich allerdings seit gestern nicht aus den Sachen gekommen. Ich war den größten Teil der Nacht unterwegs.“

„Dasselbe trifft für mich zu, Herr Rien. Auch ich bin erst gegen Morgen nach Waldruh zurückgekehrt und habe Sie sogar von weitem beobachtet.“

Peter Rien fuhr halb aus seinem Sessel empor. Seine Erregung hatte den Höhepunkt erreicht, er wußte im Augenblick wirklich weder aus noch ein.

„Wissen Sie auch, was Sie damit sagen?“ flüsterte er heiser.

„Ich sage niemals ein Wort unüberlegt, Herr Rien.“

„Dann begreife ich nicht mehr, was hier gespielt wird. Aber vielleicht müssen Sie jetzt Ihren Ausspruch bitter bereuen, wenn ich Ihnen mitteile, daß heute nacht Baron Hartmann einem Mordanschlag zum Opfer fiel.“

Hans Fürst lächelte leicht: „Einem Mordversuch, wollten Sie wohl sagen? Das ist richtiger ausgedrückt, denn der Baron wurde ja Gott sei Dank nicht tödlich getroffen und wird, wie wir hoffen wollen, auch am Leben erhalten werden.“

„Sie wissen also — —? So haben Sie die Unterhaltung, die ich vorhin mit Frau von Schellhagen führte, belauscht?“

„Nein, ich bin nicht solch ein Mensch, der heimlich an Türen lauscht, wengleich ist Ihnen diesen Verdacht

nicht übernehmen wird, da mir der Zufall vorhin in der Tat äußerst mißgünstig war und ein schlechtes Licht auf mich werfen mußte. Ganz besonders deshalb, weil ich meiner Kusine kaum eine Viertelstunde vorher durch den Diener mitteilen ließ, daß ich nicht zum Frühstück erscheinen würde.“

„Und warum kamen Sie dennoch?“

„Ich sah Sie von meinem Fenster aus durch den Park kommen. Ich wartete erst eine Weile, dann überkam mich die Sorge, wie Lissi Ihre Hiobspost aufnehmen würde. Ich fürchtete Schlimmes. Deshalb eilte ich schließlich nach unten.“

Peter Rien sah noch immer einigermaßen benommen auf sein Gegenüber, und nach einer kurzen Pause fragte er schließlich:

„Seit wann wußten Sie von dem Unglück, das Baron Hartmann traf, Herr Fürst?“

„Seit wann? Ich schätze, es wird gut zehn Minuten früher gewesen sein, ehe Sie es positiv wußten. Geahnt mögen Sie die Katastrophe allerdings in demselben Moment haben wie ich.“

Peter Rien holte tief Atem:

„Wollen Sie damit sagen, daß — — —“

... daß ich keine zehn Meter von Baron Hartmann entfernt stand, als ihn die Kugel des Mörders traf. Das wollte ich allerdings damit sagen, Herr Rien.“

Die Worte Hans Fürsts kamen selbst einem Manne vom Schlage Peter Riens zu unverhofft, als daß er sofort Herr der Situation hätte bleiben können.

Zum Unglück trat in diesem Moment gerade Frau Lissi wieder ins Zimmer und drängte zum Ausbruch. Unter diesen Umständen schien es nicht geraten, die Konversation fortzusetzen, und Peter Rien blieb nichts anderes übrig, als der Jugendfreundin, deren Aufregung den Höhepunkt erreicht zu haben schien, wortlos nach dem unten haltenden Auto zu folgen.

Auf der großen Freitreppe von Baron Hartmanns Schloß standen Sanitätsrat Vössler und Alexander Rien im hellen Frühlingssonnenschein und beobachteten nervös das Näherkommen von Frau Lissis großer Limousine.

„Bin gespannt, ob mein Bruder seine schwierige Aufgabe einigermaßen geschickt gelöst hat“, murmelte Alexander, aufgeregt an seiner Zigarette ziehend.

„Ich denke doch“, antwortete der Arzt, „wengleich es natürlich für Frau von Schellhagen fürchtbar sein muß, so direkt einen Tag nach der Verlobung...“

Er beendete seinen Satz nicht, denn in diesem Augenblick fuhr das Auto gerade die große Auffahrt herauf, und er ging daher rasch die Stufen der Treppe hinunter, um die junge Frau zu begrüßen.

„Herr Sanitätsrat, wie geht es ihm? Wird er mir erhalten bleiben?“ Frau von Schellhagen ging gleich auf den Arzt zu.

„Die Verwundung ist schwer — ich darf Ihnen daraus kein Hehl machen, gnädige Frau. Die Kugel ist, wie Ihnen bereits Herr Rien mitgeteilt haben dürfte, heute früh gegen fünf Uhr durch Professor Steiner entfernt worden. Baron Hartmann hat eine ziemlich kräftige Natur; wenn das Wundfieber gnädig abläuft, dürfen wir hoffen.“

Frau von Schellhagen nickte nur stumm und schritt rasch nach dem Vestibül.

Die Brüder Rien hielten sich diskret im Hintergrund und überließen vorläufig alles Weitere dem Sanitätsrat.

„Darf ich ihn sehen?“ fragte Frau Lissi den Arzt, als sie abgelegt hatte.

„Gewiß, gnädige Frau! Wenn Sie mir versprechen, ganz ruhig und beherrscht zu sein, so darf ich es Ihnen nicht verwehren. Ich hoffe sogar, daß dem Patienten Ihre Nähe wohlthun wird. Vielleicht könnten Sie es einrichten, mir einige Tage bei der Pflege des Kranken zur Seite zu stehen.“

„Das ist sowieso mein fester Wille, Herr Sanitätsrat. Ich will mithelfen, ihn gesund zu pflegen.“

„So kommen Sie mit mir, gnädige Frau, aber seien Sie bitte ganz ruhig.“ (Fortf. folgt.)

Man betritt  
lich nicht  
stimmung  
stimmung  
Auch die  
ausdrück  
deutsche  
militärisch  
beachtet.  
daß die  
nicht gewi  
unterstütze  
außen p  
gelesen.  
Mächte,  
Stimme  
Eine g  
stimmung  
dener We  
gefallen.  
Man i  
Kranke  
zung e  
und er  
lediglic  
Das non  
natürlich  
gehen un  
materielle

Schaffun  
Die Bere  
Berlin,  
Berücksich  
Kaisersmin  
ausführlic  
schlüssliche  
Südtetages  
Berücksich  
Krausliche  
und des Be  
Die Po  
in Berdä  
nicht.  
Kessig, K  
eine Land  
ist die  
Wirkung  
der vom  
Kann unter  
Kunde fo  
leihen i  
Berühler  
Kochmach  
ung erse  
Beobachtun

Ein Abend.

Es war ein rechter Regentag.  
Am Abend stand ich vor der Stadt und Raunte:  
Wie Sieger zieh'n in dicken Schichten  
stumpfdunkle Wolken quer gen Westen.  
Sie haben ihre Tat getan,  
und über ferne Bergeskletten  
entrücken still sie Stück um Stück.  
Rund um mich her ist tiefe Ruh'.  
Die Menschen sind daheim geblieben;  
nur Vogelzwitschern hör' ich und ein Hundebellen  
und in der Ferne eine Eisenbahn.  
Und wunderbar, mit allen Sinnen schier zugleich  
seh', hör' und fühle ich den Wind.  
Er ist der Atem der Natur.  
Die hat sich heute grün, so grün gemacht,  
und fledenlos ist ihr Gewand.  
So auch der Himmel über mir.  
In lichter Reinheit breitet er sich friedlich aus,  
ganz zart beglänzt von unsichtbarem Schein,  
der mich das Nahen eines neuen Tages ahnen läßt.

Liesel Müller - Wiesbaden.

Die Überfahrt am Schreckenstein.

Eine Ludwig-Nichter-Skizze von Friß Chlodwig Lange.

Die Entdeckung Amerikas durch jenen Genuesen, der nach Indien segeln wollte und sozulagen zufällig auf einen neuen Erdteil stieß, ist gewiß eine Begebenheit, wie man sie in der Weltgeschichte so leicht nicht zum zweiten Male findet. Aber auch daß jemand eines Tages plötzlich die eigene Heimat und ihre Schönheit entdeckt und sich dann vorkommt, wie ein zweiter Kolumbus — nicht wahr?, auch das geschieht nicht eben alle Tage. Da die Entdeckung, die hier gemeint ist, und ihre Folgen den Leuten zwischen Nordsee und Brennerpaß schon viele frohe Stunden bereitet und manchen deutschen Volksgenossen gelehrt haben, die Heimat mit liebevolleren Augen zu betrachten, als ers vielleicht bis dahin getan, so soll die kleine Geschichte von dem „Kolumbus aus Weipen“ denen, die sie noch nicht kennen, erzählt werden.  
Sie konnte natürlich nur einem deutschen Künstler oder Poeten passieren, von denen man ja nie recht weiß, ob sie des lieben Gottes Schmerzens- oder Lieblingskinder sind. Nun, meistens sind sie beides, und der Mann, von dem hier erzählt wird, hatte auch die andere Doppelseigenschaft: Künstler und Poet. Er hieß Ludwig Nichter, war eines braven Dresdener Kunstakademieprofessors Sohn und übte sich früh, alles, was seine reiche Phantasie ihm an Träumen besaherte und was sein gleichwohl scharfes Auge an Wirklichem erhaschte, in sinnvoller Verknüpfung auf Zeichenpapier und Leinwand festzuhalten. So war es selbstverständlich, daß er die Kunst zum Lebensberuf erwählte. Er studierte fleißig und die Krönung der Lernzeit war ein längerer Aufenthalt in Italien. Daß es ihm vergönnt war, im gelobten Lande der Kunst die alten Meister und ihre vorbildhaften Werke von Grund aus kennen zu lernen, war gewiß ein Glück für ihn, aber die Zeit jenseits der Alpen hinterließ nach der Rückkehr in die Heimat leider auch ein schmerzhaftes Ubel in seinem Herzen, nämlich eine unbewingliche Sehnsucht nach Italiens blauem Sonnenhimmel, nach seinen Kunstschätzen, seinem heiteren Leben. Nicht einmal das Glück der jungen, wenig später mit der Dresdener Jungeliebsten geschlossenen Ehe konnte ihn die erinnerungsreichen Städte am Arno und Tiber, die heitere Toskana und die elegische Campagna, vor allem die geliebten Sabiner- und Albaner Berge vergessen lassen.  
Er bekam damals eine Stellung an der Weipener Kunstschule und erfuhr manche künstlerische Anerkennung, aber das Heimweh nach der italienischen Landschaft steigerte sich fast zum Krankhaften, und dies vielleicht um so mehr dadurch, daß sich bei seinem bescheidenen Einkommen gar keine Aussicht zu bieten schien, jemals die in seiner Erinnerung verklärten Gebiete wieder zu betreten. Die Natur seiner heimatlichen Umgebung erschien ihm arm und formlos, und als Maler wußte er nichts daraus zu machen. Dagegen mehrte sich die Zahl seiner italienischen Landschaften und Volksszenen, die er nach den vielen Skizzen seiner italienischen Zeit mit aller Liebe eines sehnennden Malers herzens ausführte. Die Bilder erregten auf den Ausstellungen nicht gerade Aufsehen, doch wurde immerhin das eine oder andere verkauft und der junge Künstler konnte sich nach und nach ein bescheidenes Stämmchen für die ersehnte neue Italienreise zusammensparen.  
Ende des Jahres 1836, mitten im kalten deutschen Winter, wurde dann der Entschluß gefaßt, im Frühling einen

nach Rom zu reisen. Der Freund wünschte die Oberitalien zu begleiten; dazu würden — nach genauerer Berechnung der Reisekosten — die Ersparnisse hinreichend haben.  
Ja, sie „würden“ — wenn nicht Gukli, Ludwig Nichters junge Gattin einen Querschnitt gemacht hätte. Sie erkrankte nämlich nicht unbedenklich, und ihre Pflege verschlang den größten Teil der „Reisefasse“; das war ihr sehr schmerzlich, und als sie endlich im Mai wieder gesund war, drang sie in ihren Gatten, nach den Strapazen des Winters wenigstens eine kleine Frühjahrswanderung in die nächste Umgebung zu machen, da im Augenblick an eine größere Reise nun einmal leider, leider nicht zu denken war.  
Ludwig gibt dem freundlichen Zureden schließlich nach. Die Gattin soll es nicht wissen, wie wenig Erfah ihm die paar Wandertage in der nach seinem Empfinden gar zu dürftigen Heimatlandschaft bedeuten. An einem kühlen Matage tritt er also seine „Reise“ ins — nahe Elbtal an.  
„So sieht hierzulande sogar der vielbesungene Mai aus“, denkt er, als sich der Himmel gegen Mittag mit Regenschichten bezieht und er, um nicht naß zu werden, bis Ruffig die Postkutsche benutzen muß.  
Als er gegen Abend in einem kleinen Gasthaus nicht weit vom „Schreckenstein“, dem steilen von einer Ruine gekrönten Sandsteinfelsen, Quartier bezieht, denkt er wehmütig, wieviel schöner es wäre, wenn er jetzt etwa in einer „Osteria“ am Gardasee abgestiegen wäre...  
Um sich zu zerstreuen schlendert er vor dem Abendessen noch ein wenig an das Stromufer, dem Treiben der Schiffsleute zuzusehen. Besonders bunt geht es bei der, von einem grauhaarigen alten Bootsmann geführten Fähre her. Immer wieder durchschneidet der große Kahn, mit Menschen und Tieren beladen, den ruhigen Strom, in dem sich jetzt der Abendhimmel freundlicher als am Tage spiegelt. Was für verschiedene Gestalten sich dem alten Schiffer anvertrauen! Seht werden zwei junge Männer übergesetzt, beide offenbar auf der Wanderschaft, aber was für ein Gegensatz: der eine steht aufrecht in dem breiten Kahn und beschaut mit fröhlichen Augen die Landschaft, zumal den ragenden Felsen mit der romantischen Burg; der andere sitzt teilnahmslos da, den Kopf hat er melancholisch in die Hand gestützt; sein Herz ist unfroh, man sieht es. Vielleicht ist ihm ein Liebesglück zugefallen geworden. Schmerzlich mühte es ihn berühren, die beiden verliebten Leute, die etwas später hinüberfahren, zu sehen: sie kümmern sich nicht um Landschaft und Reise-gesellschaft; sie haben viel miteinander zu reden, leise, zärtliche Worte. Seht sehen ein paar Bauern über den Strom; wie hübsch ist das junge Dirnlein dort, aber ein wenig besser könnte es auf den kleinen Bruder acht geben, der beim Fahren nach Anabenart einen Zweig durchs Wasser gleiten läßt und sich dabei recht bedenklich über den Bootsrand beugt. Wieder wechseln die Insassen; der alte Mühlmann dort verhandelt — Ludwig kann es hören — mit dem Fährmann; er wolle statt des Überfahrtskreuzers etwas auf der Harse zum Besten geben; damit sind andere Mitfahrenden sehr einverstanden, der Fährmann ist es auch, und so gleitet die lebendige Fracht diesmal unter Harsenklang zum anderen Ufer. Wahrhaftig, es ist ganz unterhaltsam hier, und ein paar von diesen Gestalten könnte man vielleicht sogar malen.  
Schnell sind ihre Umrisse in Ludwigs Skizzenbuch festgehalten. Ja, denkt der Maler, wenn es italienische Volksszenen wären, dann könnte daraus ein ganz annehmbares Bild werden! Aber so —, mit dieser heimatischen Umwelt würde der romantische Schimmer fehlen, dessen ein Kunstwerk nun einmal bedarf. Und nachdenklich kehrt er in sein Gasthaus zurück.  
Abends an der Wirtstafel sitzt noch ein anderer Gast, ein kluger alter Schulmeister aus der Umgebung von Weipen. Mit ihm kommt der Künstler ins Gespräch und ist nicht wenig stolz, als sein Gegenüber sich einiger Nichterscher Bilder von Dresdener Ausstellungen her mit Lebhaftigkeit erinnert. Der Alte hat in jungen Tagen selbst Maler werden wollen, aber das Schicksal hat nur einen Schulmeister aus ihm gemacht. Seine Liebe zur Kunst jedoch ist unvermindert, er kritisiert auch gern und mit großem Verständnis. So hält er nicht mit seiner Meinung zurück, daß er in einigen von Ludwigs italienischen Landschaften etwas Gemachtes, Schöntuerisches empfinde, als ob sie aus einem halb eingebildeten Gefühl heraus entstanden seien, nicht aus lebendiger Anschauung. Und warum immer Stillen? Warum nicht Deutschland und deutsche Menschen? Wenn er malen könnte, würde er suchen, die heimatische Natur in ihrer ungeschönten Schönheit und Leute, wie er sie täglich um sich habe, in der Poesie ihres Alltags hinzustellen, ohne etwas dazu zu tun.

Der Maler hat aufmerksam zu. Altes, was der Alte spricht, brüht auf solche Art Dinge aus, die Ludwig Richter selbst schon mandmal halb unbewußt gefühlt zu haben glaubt. Zwar noch sträubt er sich gegen die Meinung, die „nüchtern“ Helmat sei für einen deutschen Maler ein besserer Vorwurf als die schönste italienische Landschaft. Doch der Alte weiß seine Argumente wohl zu setzen — wirklich, er weiß eindringlich zu sprechen.

„Ich sehe täglich und stündlich Dinge, die ich malen möchte“, sagt er, „besinnen Sie sich doch mal, haben Sie zum Beispiel heute nichts, garnichts in Ihrer nächsten Umgebung gesehen oder erlebt, woraus Sie ein Bild machen könnten?“

Doch, muß Ludwig zugeben, das habe er wohl. Er schildert launig die Szenen von der Elbfähre am „Schredenstein“ und zeigt dem neuen Bekannten die kleine Skizze, die er vorhin bestrichelt hat.

„Das muß Ihr nächstes Bild werden!“, ruft freudig der Alte aus, „das wird ein deutsches Bild! ein Bild von der deutschen Seele! Ihre Hand und Ihr Zeichenstift sind auf diesem Blatte sicherer als Ihr Kopf mit all den Verteidigungsreden, die Sie für Ihre romantische Italienschwärmerei vorbringen! Und nun stoßen wir auf eine neue, deutsche Epoche im Schaffen des Malers Ludwig Richter an! Auf eine Epoche im Stil dieser Skizze! Das aber muß mit Rheinwein geschehen!“

Die Gläser klingen zusammen. Ludwig freut sich der Zustimmung, die sein anspruchloses Blatt findet und tut dem kunstbegeisterten neuen Freunde wader Bescheid. Spät ist es, als sie sich trennten, und als Richter oben in seinem Schlafzimmer noch einmal die Skizze betrachtet, liest er ein paar Goethe-Verse, die der Alte unter das Bild geschrieben hat:

„Aug', mein Aug', was sinkst du nieder?  
Gold'ne Träume, kehrt ihr wieder?  
Weg, du Traum! so Gold du bist;  
Hier auch Lieb' und Leben ist!“

Als Richter am nächsten Morgen erwacht, lacht der schönste Maisonnenschein durch die Scheiben. Er springt auf, blickt hinaus — ja, hat er denn gestern diese malerisch-liebliche Landschaft, die strahlend vor ihm liegt, garnicht gesehen? Die zarten Linien der Höhenzüge dort — sind sie nicht reichlich so schön wie die berühmten Konturen der umbrühen Landschaft? Der fühne Schwung der Felsengebilde am Schredenstein, darunter der Elbstrom, drüben der Wald — ein so reiches Beieinander kann man sogar im Lande seiner bisherigen Sehnsucht lange suchen. Wahrhaftig, das sollte man doch malen.

Sein Blick fällt auf das Skizzenbuch: da ist es — ja, sein „nächstes Bild“!

„Guten morgen, Ludwig Richter!“, grüßt die fröhliche Stimme des alten Schulmeisters zu ihm herauf. „Nächstens besuche ich Sie und sehe mir das neue Bild an! Aber wer wird bei so herrlichem Maisonnenschein noch im Schlafzimer herumtrödeln! Sie Bangschläfer!“

Richter reißt, seiner nächtlichen Gewandung nicht achtend, das Fenster auf und ruft dem rüstigen alten Wandersmann seinen Gegengruß zu.

„Ich habe heute morgen schon eine Entdeckung gemacht! Wissen Sie, was ich — durch Sie! — entdeckt habe? Die deutsche Landschaft!“

Ludwig Richter kehrt schon wenige Tage später nach Meissen zurück. Er kann es kaum erwarten, sein neues Bild zu beginnen.

Aber wieviel freudiger ist das Heimwandern als der Beginn seiner „Reise“. Bei jedem Schritt sieht er neue Schönheiten in der plötzlich herrlich entfalteten deutschen Frühlingslandschaft, in jeder Schänke, vor jedem Bauernhause sieht er auf tausendfältige Weise den lieben großen Gegenstand seines zukünftigen künstlerischen Schaffens: das deutsche Volksleben, die Poesie des deutschen Alltags.

Die Gattin ist ein wenig verwundert, als er, der vor wenigen Tagen keineswegs himmelhoch jauchzend ausgezogen ist, so schnell und so fröhlich verändert heimkehrt.

„So sieht ein Kolombus aus“, ruft er übermütig. „Ich habe mehr als Amerika entdeckt! Deutschland!“

Was es mit diesem Wort auf sich hat, versteht Frau Gusti erst, als sie das neue Bild entstehen sieht, auf dem er die Landschaft, die sich ihm erschlossen hat, und die liebe bunte Gesellschaft von der Elbfähre zum ersten Male auf die Art zu malen versucht, die der alte Schulmeister in seiner Nacht im Wirtshaus am Schredenstein von ihm verlangt hat. Ungezeichnet und ohne etwas hinzuzutun.

Als das Bild „Die Überfahrt am Schredenstein“ fertig

ist, da sind Meissner und Meissner darüber einig, daß hier ein Meisterwerk gelungen ist, und sie prophezeien seinem Schöpfer noch eine große Zukunft.

Die Prophezeiung der klugen Herren ist in diesem Falle wirklich eingetroffen. Seinem ersten, aus deutschem Wesen geschaffenen Meisterwerk ließ Ludwig Richter noch viele weitere folgen. Die Melodie, die den Beschauer aus der Frühlingsabendstimmung der „Überfahrt am Schredenstein“ vollstündlich und vertraut grüßt, erklang seitdem in allen Bildern Ludwig Richters, in den vielen freundlichen Schildereien von deutschen Wäldern und Fluren, Dörfern und Städten, Mädchen- und Alltagsgestalten, treuherzigen Männern, blonden Frauen und pausbäckigen Kindern — diese ganze figurenreiche Welt ist eine einzige Verherrlichung dessen geworden, was Meister Ludwig auf jeder Frühlingswanderung „entdeckte“, eine Verherrlichung der Heimat und der deutschen Seele.

## Der Hornist von Tanga.

Eine Anekdote aus Deutsch-Ostafrika.

Von Albert Lewald.

Der Hornist der Polizeibteilung Tanga — der nördlichsten Stadt unserer ehemaligen Kolonie Deutsch-Ostafrika — hatte sich, da er jeden Morgen um 5,30 das Beden und jeden Abend um 10 Uhr den Zapfenstreich blasen mußte, in seinem Dienste überanstrengt und lag nun im Lazarett. Aus diesem Grunde beantragte der Bezirksamtman beim Kommando einen Ersatzspielfmann, und die Kompagnie in Pangani erhielt den Befehl, einen solchen zu stellen.

Eine halbe Woche später meldete sich ein Askari mit Schwalbennestern in Tanga, der, da er nunmehr zur Polizeitruppe übertrat, gelbe statt weiße Knöpfe, und einen Rückenadler statt der Kompagnienummer bekam, sowie ein Signalarhorn mit der Beifung, am gleichen Abend pünktlich 10 Uhr die Einwohner von Tanga zum Schlafengehen zu „laden“.

Eine Weile stand der brave Schwarze wie angewurzelt und atmete schwer und tief, dann öffnete er den Mund zum sprechen, doch der Polizeiwachtmeister fertigte ihn mit einem barschen „Bassi!“ ab, worauf der Mann stramm kehrt machte und denken mochte: „Ist befohlen — wird gemacht!“

Zehn helle Schläge der Turmuhr des Bamahofes zitterten durch die klare Tropennacht — da ging es los! Quietend, gisgend, kreischend und jaulend zerrissen noch nie gehörte Töne die Stille und sofort fielen sämtliche Köter von Tanga, die wahrscheinlich bis dahin melodischere Konzerte gewöhnt gewesen, mit Heulen und Winseln ein.

Von seinem Lager fuhr der Bezirksrichter, ein sehr musikalischer, aber auch ebenso nervöser Herr, hoch, sprang mit einem Satz ans Fenster und brüllte zum Nachbarhof hinab: „Kamaza! Halt's Maul! — Kelele! Ruhe da!“

Jedoch der tüchtige Askari hörte nur die eigenen, mit aller Lungenkraft in die Luft gestoßenen Töne — das Schimpfen und Fluchen des Richters störte ihn nicht. Pflöschlich stand dieser neben ihm und riß ihm die Trompete vom Munde.

Das war nun der Grund, weswegen der Herr Bezirksamtman, ein ebenso unmusikalischer wie phlegmatischer Herr, von seinem Buche aufblickte, denn ihm war so, als habe das Signal erheblich kürzer als gewöhnlich geklungen. Auch hörte er heftige Worte draußen und bald stand er ebenfalls neben dem Posten.

„Warum bläst du nicht zu Ende?“ fragte er ihn.

„Der andere Herr hat es mir verboten.“

„Ich bitte vielmals um Verzeihung“, mischte sich jetzt der Bezirksrichter ein, „es war nicht mit anzuhören, wie unglaublich der Mann blies!“

„Nun das habe ich nicht gefunden“, entgegnete der Amtmann. „Im Gegenteil klangen seine Töne recht rein — blas weiter mein Sohn!“

Der Spielmann führte die Trompete zum Munde und begann von neuem sein fürchterliches Getulde, bei dessen ersten Tönen der musikalische Richter wie von einem Skorpion gebissen davonsaukte, um aus dem Deutschen Klub Hilfe zu holen, indessen der Amtmann dem bsafenden Rigger wohlgefällig zusah und ab und zu mit einem „Na ja!“ seinem Beifall Ausdruck gab.

Mit mehreren Herren kehrte der Bezirksrichter zurück:

„Herr Amtmann — bitte lassen Sie sich auch von anderen belehren, daß diese Töne Stein erweichen, Menschen rasend machen können!“

„Wirklich, meine Herren?“ meinte der Amtmann erstaunt. „Aber der Mann ist doch Spielmann! — Sag mal, mein Sohn, bist du nicht ausgebildet als Spielmann?“

Darauf der Rigger mit breitem Grinsen: „Jawohl, Banamtuba — als Trommler!“